

(11. Fortsetzung.)

Hauptmann Mehring hatte von der Anstrengung einen ganz rothen Kopf bekommen und seine Augen thränten. Ja, den wäre ich los, aber es kommen noch fünf andere. Ich nieße immer einmal, warum, weiß ich nicht, vielleicht ist es eine angeborene Nasenschwäche. Ich bitte um Entschuldigung, aber gleich geht's wieder los.

„Willst Du nicht so lange in Dein Zimmer gehen, bis Du Dich ausgehastet hast?“ fragte seine Frau.

Er sah sie mit großen Augen ganz verwundert an. „Was soll ich — ich — halschütteln — halschütteln — Gott sei Dank, das waren gleich zwei auf einmal, ich soll aus meinem eigenen Gehirne — halschütteln — halschütteln — halschütteln hinausgehen? — Ich denke ja gar nicht daran, ich bleibe hier.“

Und dazu hatte er seine guten Gründe, denn Nelly unterhielt sich eingehend mit Leutnant Böhme, als ob sie ganz allein im Zimmer wären. „Ich will euch beide schon auseinander bringen“, dachte er. Er fühlte in seiner Nase ein neues Krabbeln, er wußte, jetzt kam ein neuer Nieser, sogar ein ganz großer, er hielt ihn absichtlich so lange zurück, wie er itzund konnte, dann aber nieste er los, daß die Damen unwillkürlich einen kleinen Schrei ausstießen.

„Aber Papa, das ist ja gräßlich!“ rief Nelly. „Mama hat ganz recht, Du solltest wirklich in Dein Zimmer gehen.“

„Es wird immer besser, nur schämt mich schon meine eigene Tochter hinaus, nur damit sie sich desto ungenierter den Hof machen lassen kann“, dachte Hauptmann Mehring. „Aber laß sie reden, was sie will, ich bleibe hier.“

Er nahm sein Taschentuch zur Hand, aber als er es benutzte hatte, sah er mit Entsetzen, daß er Nasenbluten hatte. „Das hat mir gerade noch gefehlt, na, es wird wohl gleich vorübergehen.“ Aber es wurde schlimmer, bei dem starken Niesen mußte ihm ein kleines Blutgefäß gesprungen sein, nun mußte er doch das Zimmer verlassen.

„Ich bitte einen Augenblick um Entschuldigung“, sagte er, dann stand er auf und begab sich in sein Schlafzimmer, und als seine Frau nach zehn Minuten, über sein Ausbleiben beunruhigt, zu ihm kam, fand sie ihn ganz erschöpft in einem Lehnstuhl sitzen.

„Aber Mann, was hast Du denn nur?“ fragte sie erschrocken.

„Wenn ich nicht wüßte, daß unser Leben nicht in der Nase sitzt, würde ich sagen: ich verblute“, gab er zur Antwort.

„Wie kommst Du denn nur dazu?“ erkundigte sie sich weiter. „Sicher hast Du heute Nachmittag mehr Bier getrunken, als Du mir zugegeben hast. Du bist doch doch nicht gewöhnt, willst Du Dich nicht ruhig hinlegen?“

„Soll ich wie ein kleines Kind Abend um neun zu Bett gehen?“ grüßte er.

„Wenn man sich nicht wohl fühlt, ist es ganz einleuchtend, wie spät oder wie früh es ist, und außerdem ist das beste Mittel gegen Nasenbluten, sich möglichst flach niederzuliegen.“

Er mußte ihr beistimmen: „Das schon, und Luft hätte ich auch, schlafen zu gehen, ich bin müde. Du hast recht, ich bin den Dämmererschoppen nicht gewöhnt, aber meine Gasse —“

„Ach werde Dich bei ihnen entschuldigen.“

„Na, denn los“, meinte Hauptmann Mehring und fing an, sich auszuleiden, „ich glaube wahrhaftig das Nasenbluten hört sonst überhaupt nicht auf.“ Aber im letzten Augenblick kamen ihm neue Bedenken: „Wirst Du auch gut auf die beiden Paare da drin aufpassen, daß sie nicht zu viel miteinander kitzeln?“

„Aber Mann, wie kommst Du nur darauf?“ meinte seine Frau anscheinend ganz erstaunt. Sie hatte schon lange bemerkt, wie der Bürgermeister ihrer Schwägerin den Hof machte, und wie Böhme um ihre Tochter warb. Sie proteairte beide Werbungen, weil sie sich sagte, daß Nelly nur dann von Konstanze das nötige Geld zu Heirat bekäme, wenn diese selbst glücklich würde. Nie und nimmer aber hätte sie gewagt, dies ihrem Manne einzugestehen, denn sie wußte ganz genau, wie dieser über Konstanzes Wiedererheirathung und über den Adjutanten dachte. Und so hat sie denn noch einmal: „Aber Mann, wie kommst Du nur darauf, daß der Bürgermeister für Konstanze interessiert?“

„Trotzdem sie sonst eine sehr gute Mutter war, hielt sie es in diesem Augenblick doch für besser, ihr Kind zu unterschlagen und es gar nicht zu erwähnen. — Die beiden denken gar nicht aneinander, ich weiß sogar ganz genau, daß Konstanze ganz andere Pläne hat.“

Das war so ziemlich die größte

Liage des Jahrhunderts, aber sie verfehlte ihre Wirkung nicht.

„Ach mein, wirklich?“ fragte der Hauptmann, „wer ist es denn?“

Da seine Frau das selbst nicht wußte, entsprach es völlig der Wahrheit, wenn sie jetzt sagte: „Das kann ich Dir nicht verrathen“, und dann log sie weiter: „Ich bin verpflichtet, zu schweigen, und ich bitte Dich, daß auch Du Konstanze gegenüber keine Anspielung machst, das mußt Du mir fest versprechen.“

„Soll ich schwören?“ fragte er.

„Das ist nicht nöthig“, gab sie nach kurzem Besinnen zur Antwort. „Ich danke Dich ja lange genug und weiß, daß man sich auf das, was Du sagst, verlassen kann.“

„Das stimmt“, meinte er, „aber wissen möchte ich doch“, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „für wen sich Konstanze interessiert. Daß es nicht der Bürgermeister ist, berührt mich sehr, aber wenn sie sich für einen anderen interessiert, warum läßt sie sich dann von dem Bürgermeister den Hof machen?“

„Aber Mann, das thut sie ja doch gar nicht, das bildest Du Dir ja doch nur ein, weil Du gegen Konstanze immer mißtrauisch und argwöhnisch bist. Sie unterhält sich geru mit ihm, weil er ein kluger und liebenswürdiger Mensch ist, aber das ist auch alles.“

Der Hauptmann lag im tiefen Nachdenken da, so recht wollte ihm die Sache doch noch nicht in den Kopf hingehen.

„Und Du kannst mir gar keine Andeutung machen, wer der andere ist, nicht die leiseste?“

„Nicht die leiseste.“

„Schade“, meinte er.

„Schr schade“, stimmte sie ihm bei.

„Und Böhme und Nelly?“ fragte der Hauptmann plötzlich.

„Aber Mann, Du bist wirklich von einem Mißtrauen, das ich gar nicht an Dir kenne. Daß die beiden miteinander unterhält, braucht man sich nicht, oder wie heute stundenlang nebeneinander sitzen, ist doch ganz selbstverständlich. Aber wenn man sich miteinander unterhält, braucht man sich desmengen doch nicht gleich den Hof zu machen. Du warst doch auch einmal jung, hast Du da vielleicht jeber jungen Dame, mit der Du sprachst, immer gleich die Cour geschritten?“

„Immer“, gab er zur Antwort, „das heißt: verbesserte er sich, wenn ich sage: immer, so meine ich natürlich nicht immer, sondern nur zuweilen.“

Drohend erhob sie den Finger: „Das hätte ich nur vorher wissen sollen, dann hätte ich Dich schon nicht geheiratet, Du Don Juan, Du!“

„Na, laß es Dir nur nicht leid thun“, meinte er, „aber nun thut mir den Gefallen und geh zu den Gästen zurück und entschuldige mich.“

Als sie in das Schlafzimmer zurückkehrte und berichtete, daß ihr Mann sich entschuldigend ließe, wollten die beiden Herren sich sofort verabschieden, aber die Damen boten sie, noch zu bleiben, und schließlich willigten sie auch ein, denn allzu ernsthaft hatten sie auch nicht an das Fortgehen gedacht. So gingen sie denn für einen Augenblick in das Schlafzimmer des Hausherrn, um mit diesem die dienstliche Sache zu erledigen, und kehrten dann wieder zu den Damen zurück, und es war beinahe Mitternacht, als sie endlich aufbrachen.

Auf der Straße angekommen, gingen sie eine ganze Weile schweigend nebeneinander her, dann blieb der Bürgermeister plötzlich stehen und schen den Adjutanten fragend an. „Na?“ meinte er.

Leutnant Böhme errieth, worauf der andere anspielte, aber er fühlte sich nicht veranlaßt, jetzt eine Schilderung seines Herzenszustandes zu geben, und außerdem hatte er zum mindesten ebensoviele Interesse daran, zu erfahren, wie es mit dem Bürgermeister bessele war, als umgekehrt. Und so fragte er denn auch seinerseits: „Na?“

Aber auch der Bürgermeister blieb die Antwort schuldig. Und so setzten sie denn schweigend ihren Weg zusammen fort.

Und ebenso fragte auch Frau Konstanze, als sie mit Nelly allein war: „Na?“

Aber Nelly fühlte sich nicht veranlaßt, jetzt eine Schilderung ihres Herzenszustandes zu geben, um so weniger, als sie zum mindesten daselbe Interesse daran hatte, zu erfahren, wie es mit ihrer schönen Tante bessele sei, und so fragte sie denn auch ihrerseits: „Na?“

Aber auch Frau Konstanze blieb die Antwort schuldig, und so suchten sie denn schweigend ihr Lager auf.

8.

Leutnant Konnrich stand auf dem Kasernenhof und hielt Dienst ab. Einzelmarsch und Einzelparade lautete das befohlene Vergnügungsprogramm und zwei Stunden waren hierfür angesetzt, das war eine lange Zeit, und sie wurde dadurch nicht kürzer, daß er alle zwei Minuten nach seiner Uhr sah. Um seine Leute kümmerte er sich gar nicht, denn der Dienst interessirte ihn nicht besonders, er hatte schon an hundertmal gesehen, wenn die Leute Gewehr über und Gewehr abnahmen oder langsam Schritt hielten. Die Sache hatte für ihn den Reiz der Neuheit vollständig verloren. „Was soll ich mir die Leute erst ansehen“, dachte er, „ich weiß im voraus ganz genau, daß der Meier trotz aller Ermahnungen doch beständig sein Gewehr zu hoch hinaufschiebt, daß der Peterjens jedesmal das Schloß zu weit auswärts dreht und daß der Müller, dieser Unglücksrabe, bei dem March das linke Knie nicht durchdrückt. Das lernt der Kerl nie, aber trotzdem muß er auf den Wunsch des Vorgesetzten doch kernen. Ich kann nicht zaubern und ihm das Kunststück nicht beibringen, laß den Unteroffizier sich mit ihm abquälen.“

Da ertönte auch schon die laute, donnernde Stimme eines Sergeanten: „Müller, das sage ich Ihnen, wenn Sie nun nicht bald das linke Knie durchdrücken, dann gibt es ein Unglück, verstehen Sie mich? Selbst ein Engel kann bei Ihnen die Geduld verlieren, und ich bin ein Engel, aber trotzdem bin ich auch nur ein Mensch. Aber Sie sind mit Ihrer Ungeschicklichkeit kein Mensch, Sie sind ein —“

Der Unteroffizier machte eine lange Pause, um einen passenden Vergleich zu finden, und endlich schien er ihn gefunden zu haben, denn plötzlich fragte er: „Müller, wissen Sie, was Sie sind?“

„Nein, Herr Unteroffizier.“

„Das ist auch Ihr Glück“, fuhr der Vorgesetzte ihn an, „denn ich weiß es auch nicht. Nun aber weiter mit dem langsamem Schritt, und das sage ich Ihnen nochmals: fünf Minuten seße ich mir die Sache noch mit an, wenn Sie aber auch dann Ihr linkes Knie nicht durchdrücken, dann —“

Wieder wußte der Unteroffizier nicht weiter, anscheinend gab es gar keine Strafe, die dann in seinen Augen groß genug gewesen wäre, und so schweig er sich über die Folgen, die Müllers Ungeschicklichkeit haben würden, denn aus. Aber er mußte seinem Herzen doch Luft machen, und so schalt er: „Es ist überhaupt ein Irrthum der Natur, daß Sie erst jetzt geboren sind. Sie hätten ein Spartaner werden müssen. Wissen Sie auch warum?“

Müller hatte keine Ahnung, was überhaupt ein Spartaner war, so sagte er denn abermals: „Nein, Herr Unteroffizier.“

Dann will ich es Ihnen sagen, Müller. Die Spartaner waren ein alter Volkstamm, der jetzt leider ausgegangen ist. Bei denen war es Sitte, daß die verkrüppelten und körperlich gebrechlichen Kinder auf Staatskosten in den Wald ausgeföhrt wurden, und dann kamen die Wascheier und fraßen die Kinder auf, damit diese später dem Staate keine solche Schande machten, wie Sie es jetzt thun. Wissen Sie nun, warum Sie ein Spartaner hätten werden müssen?“

Müller war nicht nur in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht von der Natur nicht allzu reichlich ausgestattet worden, so war es ihm immer noch nicht ganz klar, was der Unteroffizier eigentlich meinte, und so antwortete er denn von neuem mit einem: „Nein, Herr Unteroffizier.“

„Müller, Sie sind ein geistiger Retard“, stöhnte der Vorgesetzte, dann zwang er sich gewaltsam zur Ruhe. „Sehen Sie mal, Müller, die Sache ist doch sehr einfach. Wenn Sie als Spartaner geboren wären, dann wären Sie spätestens vierundzwanzig Stunden nach Ihrer Geburt von irgend einem Geier aufgefressen worden, dann wären Sie also schon längst todt, und ich hätte dann nicht mehr nöthig, mich Iretwegen so zu ärgern, daß mir gewissermaßen die Knochen hervortreten. Leuchtet Ihnen das ein?“

„Zu Befehl, Herr Unteroffizier.“

„Gott sei Dank. Na, lang genug hat es ja aber auch gedauert, bis Ihnen die geistige Erkenntniß kam. So, aber jetzt wirklich weiter im Tert. Langsamer Schritt nach Zählen, Bataillon — March!“

Wenn das Regiment es erlaubt hätte, daß man mit dem rechten Fuß anträte, dann hätte Müller wenigstens einen Schritt zur Zufriedenheit seines Vorgesetzten ausführen können, so aber erreagte er gleich von neuem den Zorn des Unteroffiziers. „Müller ich verstehe Sie nicht. Nrgend etwas müssen Sie sich doch dabei denken, daß Sie mit einem derartigen linken Bein durch die Welt laufen. Ich bin ein gebildeter Mensch, das brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen, ja, noch mehr, ich bin auch ein kluger Mensch, aber trotzdem lasse ich mich gern belehren. Nun sagen Sie mir also bitte mal, was denken Sie sich eigentlich dabei?“

Die Antwort war schwer, und da Müller nicht wußte, was er sagen sollte, sagte er das Klügste, was er

sagen konnte, indem er gar nichts sagte.

„Na, etwas lauter müssen Sie nun schon sprechen, ich habe Sie nicht verstanden. Also was sagten Sie?“

„Gar nichts, Herr Unteroffizier.“

„Das sieht Ihnen ähnlich. Aber vielleicht war es ganz gut so, denn wenn Ihr Bruder den Mund aufmacht, dann kommen doch nichts wie Dummheiten heraus. Also das linke Bein noch einmal zurück. Und jetzt Tempo eins. Müller, Mensch, ich ermorde Sie, drücken Sie das linke Knie durch!“

Aber auch diese Ermahnungen hatten keinen Erfolg.

„Müller“, nahm jetzt der Unteroffizier das Wort, „ich will Ihnen mal etwas sagen. Ich habe keine Lust, hier ein Mörder zu werden, schon deshalb nicht, weil ich Ihnen das Vergnügen nicht gönne, dabei zu stehen und zuzusehen, wenn ich wegen des an Ihnen begangenen Mordes hingerichtet werde. Sie können jetzt eintreten und sich die Sache einmal eine Viertelstunde überlegen, aber dann nehme ich Sie mit wieder vor, und wenn Sie sich bis dahin nicht ein anderes linkes Bein angeschafft haben, dann gibt es wirklich ein Unglück. Worin daselbe besteht, ist mir noch nicht klar, aber es wird mir schon noch einfallen. Und nun verschwinden Sie einmal dali.“

Das ließ der sich nicht zweimal sagen, so schnell er konnte, lief er in Reih und Glied zurück, und der Unteroffizier trodnete sich den Schweiß von der Stirn.

„Ja ja, man hat's nicht leicht“, meinte Konnrich, der näher getreten war.

Der Unteroffizier stöhnte laut auf: „Das weiß der liebe Herrgott, Herr Leutnant.“

Mit prüfenden Augen musterte der Unteroffizier die Leute seines Gliedes, um sich einen neuen herauszufinden. Die Leute erriethen, was ihnen bevorstand, es war viel bequemer, auf einem Fleck zu stehen und hin und wieder einen Griff zu machen, als zehn Minuten oder noch länger langsam Schritt zu üben. So hatte keiner von ihnen die geringste Reue, hervorgerufen zu werden, und um diesem zu entgehen, übten sie plötzlich mit dem denkbar größten Eifer ihre Übung: Gewehr über — Gewehr ab. Der Unteroffizier sah es, aber er ließ sich nicht täuschen. „Ich kenne euch Brüder, ihr seid ja so faul wie die Sünde, und nun thut ihr plötzlich so, als ob es auf der ganzen Welt nichts Schöneres gäbe, als mit den Händen in das Eisen zu greifen. Am liebsten würde ich euch alle zusammen gleichzeitig vornehmen, aber leider kann es ja nur einer sein, wen nehme ich mir denn?“

Um seiner Sache ganz sicher zu gehen, nahm in diesem Augenblick ein Mustertier die Mühe vom Kopf und trodnete sich mit seinem grohen rothfarbten Taschentuch die Stirn.

„Sieh mal einer an“, dachte der Unteroffizier, „auf den Schwindel falle ich nun ganz gewiß nicht hinein. Ganz so dumm, wie du denkst, bist ich denn doch nicht. Das will ich dir gleich mal beweisen.“ Und mit lauter Stimme rief er: „Mustertier Hans!“

Der ließ vor Schreden beinahe sein Gewehr fallen. „Ei verflucht“, dachte er. Dann antwortete er: „Herr Unteroffizier“, und da alles Strauben ja doch keinen Zweck gehabt hätte, lief er auf den Vorgesetzten zu und stellte sich vor diesen stramm hin.

Mit prüfenden Mienen musterte der Vorgesetzte den Mustertier, dann nahm er ihm die Mühe vom Kopf.

Auf der Stirn war auch nicht ein einziger Schweißtröpfchen zu entdecken.

„Was sind Sie in Ihrem Zivilleben?“

„Trapezkünstler, Herr Unteroffizier.“

„Das sieht Ihnen Lufikus ähnlich. Aber wissen Sie was: Scaupspieler hätten Sie werden sollen.“

Dann begann der langsame Schritt, und als Hansen endlich wieder eintreten durfte, schritt er wirklich in hellen Strömen sloß ihm das Wasser die Stirn hinunter.

Während die Unteroffiziere sich die einzelnen Leute vornahmen, schritt Konnrich, seinen Gedanken nachhängend, er war auf dem Wege zur Kaserne sowohl Fräulein Nelly wie auch Fräulein Emmy begegnet; die erstere hatte in einem hübschen Strahlenkleid ganz allerliebste ausgezehen, während Fräulein Emmy, die an ihm vorbeigeradelt war, ein sehr festes und elegantes Sportkostüm getragen hatte. Donnerwetter, wie mag die erst aussehen, wenn die mit der Figur auf einem Kof sitzt, das nicht von Stahl ist“, hatte er gedacht. Bewundernd hatte er ihr nachgesehen und sich fest vorgenommen, sich ihr sobald wie möglich ernsthaft zu nähern. Dann aber war Nelly vor ihm aufgetaucht, und unwillkürlich hatte er einen Ver-

gleich zwischen den beiden jungen Damen angefaßt. Auch jetzt dachte er ernsthaft darüber nach, welche von den beiden ihm eigentlich am besten gefiele. „Aber mit der Frau allein ist es ja nicht gethan“, sagte er sich schließlich, „denn man heirathet ja nicht nur die Frau, sondern auch deren ganze Familie mit“, und so verglich er denn die beiden Familien miteinander: „Fräulein Emmy hat keine Mutter, das ist ein nicht zu unterschätzender Vortheil, und Fräulein Nellys Mutter würde mich nicht stören, das weiß ich im voraus. Weiben also nur noch die Väter zu überlegen. Brüt!“ Er schüttelte sich. „Schön sind die alle beide nicht, weder äußerlich noch innerlich. Dem alten Hupfeld sieht man seine Herkunft noch ganz genau an, und außerdem leidet der Mann sich in einer Art und Weise, die für das heutige Zeitalter wirklich nicht mehr ganz passend ist, er trägt noch Wollhosen und fertige Kravatten, und ob ich meinem etwaigen zukünftigen Herrn Schwiegervater das jemals abgewöhnen würde, ist mehr als fraglich. In der Hinsicht ist mein Hauptmann mehr Gentleman, aber sonst ist er auch für nicht gerade der Begriffs oder Seligkeit, sein politisches Wesen, seine Art, immer gleich grob zu werden und alles gleich überzunehmen, finden keineswegs meinen allerhöchsten Beifall. Es ist wirklich sehr schwer, für wen man sich entschließen soll, ob für Fräulein Emmy oder für Fräulein Nelly. Allerdings macht ja schon Böhme der Nelly den Hof, aber das hindert ja nicht, daß ich das auch thue, denn in der Liebe ist sich ja jeder selbst der Nächste, und wer die Braut heimführt, ist unter Kameraden ganz egal. — Halt, ich hab's“, sagte er sich plötzlich. „Vorläufig mache ich beiden den Hof, sowohl Nelly wie Emmy, dann werde ich ja sehen, wer von ihnen beiden eiferfüchtig wird, und welche eiferfüchtig wird, die liebt mich, und die ich liebe, die heirathe ich, Gott sei Dank, so weit wären wir. Ich sag's ja immer: Konnrich, du bist doch ein ganz —“

„Aufames Kindrich!“ tönte es da laut über den Kasernenhof. Jrgend ein Unteroffizier mußte sich vergebens bemüht haben, einem Manne etwas zu erklären, und machte jetzt seinem Herzen mit diesem kräftigen Schimpfwort Luft.

Konnrich stand da und machte ein ganz dummes Gesicht, der Ausruf war in seinen Gedanken hineingefallen, denselben gewissermaßen benutzend, und das empörte ihn maßlos. „Lassen Sie doch dieses Fluchen“, fuhr er den Unteroffizier an, „erstens ist es verboten, die Leute mit solchen Ausdrücken zu belegen, zweitens hören sie sich wirklich nicht sehr hübsch an, und drittens möchte ich durch solche Ausrufe nicht in meinen Gedanken gestört werden.“

„Was haben Sie denn für Gedanken?“ erlang da hinter ihm eine Stimme, und als er um umwandte, stand sein Hauptmann vor ihm.

„Herzlich willkommen, du hast mir gerade noch gefehlt“, dachte Konnrich. Dann meldete er die Anzahl der zum Dienst versammelten Unteroffiziere und Mannschaften.

Der Hauptmann legte dann die Hand an die Mühe. „Sehr schön, aber Sie wollten mir noch sagen, welche Gedanken Sie vorhin beschäftigten.“

„Nur dienstliche, nur dienstliche“, log Konnrich frisch darauflos.

„Davon bin ich überzeugt“, meinte der Hauptmann, „und ich möchte Ihnen auch nicht gerathen haben, sich, während Sie hier Dienst abhalten, geistig mit anderen Dingen zu beschäftigen. Aber welcher Art waren denn Ihre dienstlichen Gedanken?“

„Wenn du 'ne Ahnung hättest“, dachte Konnrich, dann sagte er ganz frech: „Ich dachte über den Dienst im allgemeinen und über einige Punkte im besonderen nach.“

„So so.“ Der Hauptmann wurde mißtrauisch, er glaubte seinem Leutnant nicht mehr, und dessen Antwort, die sich herausflunkern zu wollen,

ärgerle ihn. Und zur Strafe sollte der sich jetzt wirklich festlegen. So fragte er denn weiter: „Und worüber haben Sie denn im besonderen nachgedacht?“

„Der Mann ist wirklich von einer Reugierde, wie man sie selbst bei Frauen selten findet“, dachte Konnrich. „Aber wenn er glaubt, daß ich mich hier festsetze, irrt er sich sehr.“ So sagte er denn: „Ich habe darüber nachgedacht, ob es nicht doch vielleicht eine Möglichkeit gibt, den Müller dahin zu bringen, daß er das linke Knie durchdrückt.“

Müller war das Schmerzenskind des Hauptmanns, er verfehte ihn bei jeder Befichtigung so viel er nur itzgend konnte, aber es half alles nichts, der fiel immerhin unangenehm auf, und vom Herrn Major angefangen bis hinauf zu seiner Erzzelng dem Kommandirenden hatten alle schon Müller bemerkt und dessen linkes Knie dem Herrn Hauptmann ganz besonders an's Herz gelegt. Müller hatte dem Herrn Hauptmann schon manche schlaflose Minute gestofet, und so empfand er es wirklich dankbar, daß Konnrich sich gerade mit diesem im Geiste beschäftigt hatte. Im stillen bat er ihm sogar Unrecht ab, das er ihm durch den Zweifel an seine dienstlichen Gedanken zugefügt hatte.

„So, so“, sagte er erfreut. „Sie haben also über den Müller nachgedacht? Und sind Sie zu einem Resultate gekommen? Wissen Sie, wie man es erreichen kann, daß er sein linkes Knie durchdrückt?“

„Sage ich nun nein oder ja“, dachte Konnrich. Viel Zeit zum Überlegen hatte er nicht, so sagte er denn auf gut Glück: „Ich glaube ja, Herr Hauptmann.“ Das war weder ja noch nein, weder nein noch ja. Die Antwort verpflichtete zu nichts; hatten seine Bemühungen bei Müller Erfolg, dann war er der große Mann, und hatten sie keinen Erfolg, dann war es auch noch so, dann waren seine Gedanken eben thöricht gewesen, und daraus konnte ihm kein Mensch einen Vorwurf machen; auf jeden Fall zeigte er damit, daß er das Beste gewollt hatte.

„Hoffentlich wird der Hauptmann nun nicht gleich von mir verlangen, daß ich die theoretischen Kenntniße, die ich gar nicht besitze, gleich ins Praktische übertrage“, dachte Konnrich.

Aber da rief auch schon der Vorgesetzte mit lauter Stimme: „Mustertier Müller!“ und gleich darauf war dieser zur Stelle.

Den hatte schon der Unteroffizier wieder vorgehabt, und zwar ganz gehörig. Müller dampfte wie ein Kessel todenden Wassers. Unter anderen Umständen hätte der Hauptmann dem Manne Zeit gelassen, sich etwas auszuruben, aber in seiner Aufregung kam er jetzt gar nicht auf den Gedanken, er konnte es gar nicht abwarten, die neue Methode kennen zu lernen, nach der sein Leutnant den Krumme gerade machen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Seinem Ziel, als armer Mann zu sterben, ist Herr Carneale um zehn Millionen Dollars näher gerückt.

Ihre Zeit ist ein großer Weder. Wer ihre Schläge nicht hört, wird sie fühlen.

Wenn man das Herz sprechen lassen will, ist es am besten, den Mund schweigen zu lassen.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden.

Schmeichelei ist eine falsche Münze, die aber von den Eitlen willig in Zahlung genommen wird.

Man leidet geduldig um seiner Fehler willen, aber man wird ungeduldig, wenn man sie ablegen soll.

Es giebt Menschen, die sich auch dann Gummischuhe anziehen, wenn sie auf dem Trocknen sitzen.



„Ach, Doktor, können Sie denn garnicht ermitteln, was er eigentlich fehlt?“ „Lassen Sie mal, das wollen wir bei der Obduktion schon herausbringen.“